

Zeitschrift: Profil : sozialdemokratische Zeitschrift für Politik, Wirtschaft und Kultur
Herausgeber: Sozialdemokratische Partei der Schweiz
Band: 48 (1969)
Heft: 11

Buchbesprechung: Literatur

Autor: Blöcker, Monica / Brügel, J.W.

Nutzungsbedingungen

Die ETH-Bibliothek ist die Anbieterin der digitalisierten Zeitschriften. Sie besitzt keine Urheberrechte an den Zeitschriften und ist nicht verantwortlich für deren Inhalte. Die Rechte liegen in der Regel bei den Herausgebern beziehungsweise den externen Rechteinhabern. [Siehe Rechtliche Hinweise.](#)

Conditions d'utilisation

L'ETH Library est le fournisseur des revues numérisées. Elle ne détient aucun droit d'auteur sur les revues et n'est pas responsable de leur contenu. En règle générale, les droits sont détenus par les éditeurs ou les détenteurs de droits externes. [Voir Informations légales.](#)

Terms of use

The ETH Library is the provider of the digitised journals. It does not own any copyrights to the journals and is not responsible for their content. The rights usually lie with the publishers or the external rights holders. [See Legal notice.](#)

Download PDF: 16.03.2025

ETH-Bibliothek Zürich, E-Periodica, <https://www.e-periodica.ch>

keineswegs begeistert. In der auf dem bekannten Ständeprinzip fussenden Provinzialdeputation kam es zu Protesten. Ihr Wortführer, Fernando Portillo Scharfhausen¹, der Präsident der Deputation, wurde daraufhin vom Innenminister prompt seines Amtes enthoben. Einwendungen gegen Regierungsanordnungen werden in Spanien nicht geduldet, selbst wenn sie von dem Regime zuzurechnenden Amtsinhabern kommen. Dem Zivilgouverneur, Julio Rico de Sanz, der mit Portillo Scharfhausen einer Meinung war, blieb nichts anderes übrig, als zu demissionieren.

So ist anzunehmen, dass die Irredentaprovinz Gibraltar demnächst, entgegen den Wünschen der Einwohner, gegründet wird, vermutlich um im New Yorker UNO-Palast zu argumentieren, es gäbe in Spanien eine Provinz, deren natürliche Hauptstadt unter dem kolonialen Joch der britischen Imperialisten schmachte.

In alten Zeiten war meist die Rede von der strategischen Bedeutung Gibaltars. Tatsächlich war die kleine Felsenstadt mit ihrer als uneinnehmbar geltenden Festung ehemals ein wichtiges Glied in dem berühmten britischen Seeweg nach Indien, der sich auf Gibraltar, Malta, Zypern, die britischen Befestigungen im Suezkanal und Aden stützte. Die Tatsache, dass, mit Ausnahme von Zypern, alle diese Stützpunkte aufgegeben wurden, Indien und Pakistan längst unabhängige Staaten sind, verleiht der Aktion des General Franco in den Augen ferner Beobachter, die mit dem Schlagwort des Antiimperialismus vielerlei Politik betreiben, eine gewisse Rechtfertigung. Und die auf Beharrung und wenig Erklärungen ausgerichtete Reaktion in London ist meist nicht geeignet, die Widersinnigkeit der Entkolonialisierungssparole hinreichend klarzustellen.

¹ In spanischsprachigen Ländern führt man Vater- und Muttername. In dem vorliegenden Fall hiess mithin die Mutter Scharfhausen.

Rolf Reventlow

Literatur

Die unvollkommene Gesellschaft

Milovan Djilas

Jenseits der «Neuen Klasse». Verlag Fritz Molden. Wien-München-Zürich 1969. Fr. 19.50

Keine soziologische Studie, keine Vision einer neuen Gesellschaft, wie der Titel vermuten lässt, ist in dem kürzlich erschienenen Werk des unbeugsamen jugoslawischen Politikers und Schriftstellers zu finden. Milovan Djilas begnügt sich mit weniger und mehr. Er legt Rechenschaft ab; er berichtet über sein hartes Schicksal nach dem Bruch mit den kommunistischen Machthabern in Jugoslawien, einer Clique, zu der er einst

selbst gehörte, und schildert seine geistige Entwicklung, die über die scharfe Kritik an der «Neuen Klasse» zur Absage an jede Art von Ideologie geführt hat. Djilas' Auseinandersetzung mit dem Marxismus zeichnet sich weniger durch Originalität als durch Redlichkeit aus. Sein angestregtes Bemühen um unvoreingenommenes Denken, das er nicht verbirgt, zeigt, wie schwer es ist, sich von einem den ganzen Menschen fordernden, aber auch erfüllenden Glauben zu lösen.

In dem ersten Teil, «Dämmerung der Ideologien» betitelt, widerlegt Djilas den Anspruch des Marxismus, eine wissenschaftliche Weltanschauung, die jedes Phänomen erklären kann, zu sein, indem er die Lehre mit den Ergebnissen der modernen Naturwissenschaften konfrontiert. Der Jugoslawe hat während seiner Kerkerjahre erkannt, dass Stalins Schreckensherrschaft nicht eine zufällige, durch die Tyrannei eines durch und durch bösen Menschen bewirkte Entartung des Kommunismus war. Er sieht in ihr die zwangsläufige Folge der monopolistischen Ideologie, zu deren Dogma es gehört, jede freiheitliche Regung, jeden von der offiziellen Linie abweichenden Gedanken zu unterdrücken. Daher setzt er mit seiner Kritik nicht bei einer den jeweiligen geschichtlichen Verhältnissen angepassten Variante des dialektischen Materialismus, dem Leninismus, dem Stalinismus, dem Maoismus oder der ihr korrespondierenden Realität an, sondern geht zu den Ursprüngen, zur von Engels in ein kohärentes System gebrachten Lehre von Marx zurück.

In dem zweiten Teil, den Themen «Freiheit und Eigentum» gewidmet, kommt Djilas zum Ergebnis, dass die nur ideologische Gesichtspunkte berücksichtigende Verstaatlichung der Betriebe und die Aufsicht der Partei über alle wirtschaftlichen Vorgänge den Fortschritt hemme. Das Überwuchern der Bürokratie, die sich jeder persönlichen Verantwortung entzieht, lähme die Initiative und mache auch den Einsatz der gutwilligen Arbeiter zuschanden. In der Formel des englischen Sozialisten Aneurin Bevan «Gemischte Wirtschaft» glaubt Djilas das Zauberwort, das zu einer ökonomisch gesunden und gleichzeitig sozial vertretbaren Wirtschaftsstruktur führt, entdeckt zu haben, wenn er auch betont, dass bei den notwendigen Änderungen in den kommunistischen Ländern eigenständige, den örtlichen Gegebenheiten angepasste Formen der wirtschaftlichen Entwicklung ausgebildet und angewendet werden sollen.

Der dritte, der kürzeste und persönlichste Teil des Werkes ist mit den herausfordernden Worten «Der Zweck als Mittel» überschrieben. Djilas behandelt den Leser, der ihm bis hierher gefolgt ist, wie einen alten Freund und öffnet ihm sein Herz. Seit seinem Sturz reflektierte er über die Verführung durch die Macht. Nun legt er die Quintessenz seiner Gedanken dar. Die arrivierten Revolutionäre warnt er vor dem Missbrauch ihrer Stellung; er beschwört sie «mehr Ehrfurcht vor dem Menschen als vor Abstraktionen» zu haben, gesteht aber in demselben Atemzug, dass auch ihn die Macht immer noch locke, da er seinem Volke den Weg zu

einer toleranten Gesellschaft weisen möchte. Den Bericht über seine Leidenszeit endet er mit einem Plädoyer für Gedankenfreiheit: «Menschen, Söhne meines Landes dürfen wegen ihrer Ideen, wegen der Gedanken, die sie aussprechen, nicht gedemütigt und verfolgt werden.»

Im letzten Abschnitt enthüllt Djilas, welche Ideale er zu verwirklichen strebt. Er schickt aber voraus, «dass Ideen selbst die Menschen weder erhaben noch nichtswürdig machen, sondern dass es die angewendeten Mittel sind, die sie zu dem einen oder anderen machen». Sein politisches Ziel charakterisiert er als «demokratischen Sozialismus», der auf einem «neuen, undogmatischen, nicht idealisierten, existentiellen Humanismus» beruhe. Gegen die naheliegende Vermutung, dass der abgefallene Marxist sich zu einer sozialdemokratischen Politik bekenne, wehrt sich Djilas entschieden. Da er sich aber ausdrücklich für Reformen einsetzt und das Wort Revolution, das heute so leicht über die Lippen geht, beiseite lässt, besteht kein wesentlicher Unterschied zwischen seiner Position und dem traditionellen Selbstverständnis der westeuropäischen Sozialisten. Nur die Ausgangslage der beiden Reformbewegungen ist verschieden, hier Kapitalismus, dort Kommunismus. Wir Sozialdemokraten erklären uns gerne solidarisch mit Djilas' unausgesprochenem Vermächtnis, dass die menschliche Freiheit und der demokratische Sozialismus in jedem Lande auf seine eigene Weise, aber ohne Gewalt, immer wieder neu erkämpft werden müssen.

Monica Blöcker

Die französischen Sozialisten in der Widerstandsbewegung

Daniel Mayer, im Krieg Zentralsekretär der illegalen französischen Sozialistischen Partei, hat sich ein besonderes Verdienst erworben, dass er den Anteil der französischen Sozialisten an der Widerstandsbewegung in einem interessanten und aus unmittelbarer Kenntnis schöpfenden Buch zusammenfassend dargestellt hat (*Daniel Mayer, Les Socialistes dans la Résistance, Souvenirs et documents, Presses Universitaires de France, Paris 1968, 248 Seiten, Preis 24 Franken*). Die Partei Léon Blums (SFIO) war auf illegale Arbeit nicht vorbereitet. Sie hatte da grosse Hindernisse zu überwinden. 1938 hatte die Partei, von inneren Gegensätzen zerrissen, dem falschen Frieden von München die Zustimmung gegeben. 1940 hat nur eine Minderheit der Parlamentsfraktion gegen Vollmachten an Pétain und gegen die von ihm repräsentierte Politik des Auspringens aus dem Krieg gestimmt. Aber aus dieser den Idealen der Partei treu gebliebenen Minderheit entwickelte sich eine sehr starke und aktive illegale Bewegung sowohl in der besetzten als auch in der unbesetzten Zone Frankreichs. Bis zu seiner Verschleppung nach Deutschland konnte sie mit dem in Frankreich einge-

kerkerten Parteiführer *Léon Blum* in ständiger Verbindung stehen und sich nach seinen Mahnungen und Ratschlägen richten. Aus der in Memoirenform gehaltenen Darstellung Mayers und vielleicht mehr noch aus den beigegebenen wertvollen Dokumenten geht hervor, vor welchen Problemen die französischen Sozialisten damals standen. Da war der bis dahin weithin unbekannte General *de Gaulle*, der von London aus die Parole zum Weiterkämpfen ausgegeben hatte. Die Illegalen in Frankreich nahmen diesen Ruf auf. Aber als Mayer 1943 aus der Illegalität einen gut getarnten Besuch in London machte, fand er die dort in der Gruppe «Jean Jaurès» organisierten französischen Sozialisten von Zweifeln geplagt. Die einen wollten nichts als Gaullisten (im damaligen Sinne) sein und ihr sozialistisches Bekenntnis zurückstellen. (Maurice Schumann, der gegenwärtige Aussenminister, ist 1940 in London formell aus der SFIO ausgetreten.) Andere erkannten *de Gaulles* Führung an, hielten aber zugleich an ihren Parteigrundsätzen fest. Wieder andere misstrauten den diktatorischen Allüren des Generals. In einem klugen Brief an *de Gaulle*, der im Anhang abgedruckt ist, hat *Léon Blum* aus dem Gefängnis vor jedem Versuch gewarnt, das Parteiwesen zu «überwinden», was damals im engeren Kreise des Generals propagiert wurde. Ein anderes Problem waren die Kommunisten, die vor dem 22. Juni 1941 die in der Illegalität tätigen französischen Sozialisten als «Kriegshetzer» verleumdeten. Sie bekamen in einer illegalen Zeitschrift eine entsprechende Antwort, aber hier vollzog sich ein Wandel nach Hitlers Überfall auf die Sowjetunion. Nach der Auflösung der Komintern (1943) gaben sich auch die französischen Sozialisten der Illusion hin, die Kommunisten würden sich nach dem Krieg als eine «französische Partei» in die Politik des Landes einfügen. Aber ungleich den Kommunisten, die aus opportunistischen Gründen ihren Internationalismus vergassen und einen wüsten Chauvinismus predigten, haben die französischen Sozialisten auch in der ärgsten Zeit des nicht unbegreiflichen Deutschen Hasses an ihrer internationalen Einstellung festgehalten. In einem Programmentwurf für die gesamtfranzösische Widerstandsbewegung heisst es:

«Die Sozialistische Partei meint, dass man den Hass nicht mit Hass, die Gewalt nicht mit Gewalt erwidern darf. Man kann nicht ein Volk, eine Sprache, eine Tradition vernichten.»

In einem im Juni 1943 im illegalen «Populaire» veröffentlichten programmatischen Vorschlag wird genau zwischen Deutschen und Nationalsozialisten unterschieden. Der Vorschlag spricht sich für die Aufrechterhaltung der Einheit Deutschlands aus und verlangt, dass alle Massnahmen in Zusammenarbeit mit den deutschen Demokraten getroffen werden. Diese Gedankengänge dürften bei den Partnern der Sozialisten kaum Anklang gefunden haben, aber man erfährt aus dem Buch nichts über ihre Reaktion.

Natürlich führt Mayer die lange Reihe der französischen Sozialisten an, die ihre aktive illegale Arbeit für die Freiheit mit dem Leben bezahlt haben. Mayers Buch füllt eine lange schmerzlich empfundene Lücke in der

schon sehr umfangreichen Literatur über den Widerstand; es hat grossen dokumentarischen Wert.

J. W. Brügel (London)

Rosa Luxemburg

in Selbstzeugnissen und Bilddokumenten

Dargestellt von Helmut Hirsch. rororo-Bildmonographie,
Reinbek bei Hamburg 1969

Es ist zweifellos eine schwierige Aufgabe, eine umstrittene Figur kurz nach dem Erscheinen der massgeblichen Biographie auf beschränktem Raume darzustellen. Entweder entsteht eine Zusammenfassung der breit angelegten und gründlich dokumentierten Lebensbeschreibung, also eine unselbständige Arbeit, oder ein einseitiges, verschwommenes Bild, da der Autor, um ein eigenständiges Werk zu schaffen, von dem schon dargebotenen Stoff abweichen zu müssen glaubt. Helmut Hirsch ist in der im Rowohlt-Verlag erschienenen Bildmonographie über Rosa Luxemburg offensichtlich der zweiten Gefahr erlegen. Gerade weil er sich angestrengt bemüht, Peter Nettls Porträt der Marxistin¹ nicht zu kopieren, gelingt es ihm nicht, dem Schatten seines Vorläufers zu entkommen. Die Monographie, die interessantes neues Material darbietet, liest allein derjenige mit Gewinn, welcher über Rosa Luxemburgs Persönlichkeit und Lebenswerk schon Bescheid weiss. Nur in einer Beziehung übertrifft das Taschenbuch die gewichtige Biographie: das Bildmaterial, das Hirsch zusammengetragen hat, vermittelt eine lebendigere Vorstellung von der Politikerin und ihrer Umwelt als die Illustrationen, die der Engländer ausgewählt hat.

Dieses Detail zeigt, dass die Schwierigkeiten, die sich aus der literarischen Situation ergaben, nicht unüberwindlich waren. Hirschs Versagen muss noch einen anderen Grund haben. Die Lektüre des Bändchens hinterlässt ein zwiespältiges Gefühl, weil der Verfasser innerlich mit der Persönlichkeit der Revolutionärin nicht zu Rande kam, sich ihr gegenüber nicht objektiv verhielt. Die Gestalt, die in ihm uneingestandene ambivalente Empfindungen weckte, konnte er nicht anschaulich schildern. Welche Qualitäten Rosa Luxemburg zu einer führenden Sozialistin machten, warum sie trotz ihrer körperlichen Mängel eine starke, auch erotische Anziehungskraft besass, sagt uns der Historiker nicht. Er wählt mit Vorliebe schriftliche Zeugnisse aus, die einen negativen Eindruck von der Schreiberin erwecken; erst wie er von der jahrelangen Haft der kompromisslosen Pazifistin berichtet, entschlüpft ihm ein mitfühlendes, sicher zu sentimentales Wort. Gegen Ende betont er allzu stark die Unsicherheit

¹Peter Nettel, *Rosa Luxemburg*, Köln-Berlin 1967: Ausführlich besprochen in Profil 11/1968.

der gebürtigen Polin im Deutschen und rügt wie ein Schulmeister ihre «antiquierte, unscharfe oder gar falsche Sprache» in einem Pamphlet für den Spartakusbund. Dabei ist es eben Rosa Luxemburgs Stil, ein Spiegel ihres Idealismus, ihrer unbedingten Wahrhaftigkeit und ihres überschäumenden Temperamentes, der ihr noch heute neue Bewunderer gewinnt. Hirsch scheint wenig Sinn für künstlerisches Ausdrucksvermögen zu besitzen und das Wesentliche oft nicht vom Unwesentlichen unterscheiden zu können. Er berichtet, sichtlich unangenehm berührt, von Rosa Luxemburgs sarkastischen Ausfällen gegenüber verdienten Genossen, aber von ihrem revolutionären Pathos, das sie über das Ziel hinausschiessen liess und sie zuletzt in eine ausweglose Lage gebracht hat, spricht er nicht. Das Urteil, das Rosa Luxemburg in einem ihrer Briefe über ein bekanntes Geschichtswerk abgegeben hat, passt gut auf die ihr gewidmete Bildmonographie: «Zum Schluss aber zerrinnt das Bild völlig in Nichts. Vor lauter Details und Kleinmalerei kommt gar nichts Ganzes zustande. Da können Sie förmlich studieren, wie man einen Essay nicht schreiben soll und wie Sie's besser machen müssen. Ich bleibe dabei: es ist die deutsche Gründlichkeit, die es verhindert, ein mit leichten Strichen hingeworfenes Lebens- oder Zeitbild zu schaffen, das zugleich ein volles köstliches Erlebnis sein kann.»

Monica Blöcker

Demokratien,

die unsere ganz besonders, ertragen über das Mittelmass hinausragende politische Köpfe nur schlecht. Darin liegt, gut getarnt, ein Grund für die Unfähigkeit, die alten Zöpfe des bundesrätlichen Wahlverfahrens abzuschneiden. Männer, die den Schwierigkeiten nicht ausweichen, die sie begrüssen, um sie zu überwinden, Männer, die Sternstunden zu nutzen wissen, sind hierzulande nicht gesucht. Man hat einem Theodor Curti einen Brenner vorgezogen. Ein Emil Klöti, ein Johannes Huber, ein Hermann Schüpbach, ein Rudolf Meier, ein Troillet wurden entweder ausser Betracht gelassen oder im kleinen Gefeilsche verpatzt. Auch Robert Grimm, für den das Adenauer zuge dachte Herbert-Wehner-Wort, er sei ein Stück «politischen Urgesteins», so ausgezeichnet passt, hatte keine Chancen. Walther Bringolf stand im Feuer. Nicht weil er dereinst Kommunist gewesen ist, wollten ihn die bürgerlichen Ratsherren nicht. Die Negation war Angst vor profilierter Persönlichkeit.

Ich halte daran fest, dass Grimm unsere grösste politische Begabung seit 1848 war. Zu autokratisches Wesen und sein oft wenig kritisches Verhaftetsein im marxistischen Gedankengut sind der optimalen politischen Auswertung seiner aussergewöhnlichen Begabung im Wege gestanden. Hier offenbart sich eine neue Zwiespältigkeit: In der Bewältigung seiner magistralen Aufgaben war Robert Grimm, in Theorie und Praxis, von einer geradezu entwaffnenden Unvoreingenommenheit. Seinen hohen Beamten war er idealer Chef.

«Du hast Marx zu sehr und Napoleon zu wenig studiert, denn du glaubtest, die Erfolge eines Generals wüchsen proportional zur Unfähigkeit seiner Korpskommandanten, Divisionäre und Obersten. Und was hast du nun davon?» Lange schon hatte ich ihm das sagen wollen. Ich tat es während des Zweiten Weltkrieges, Robert Grimm auf dem Heimweg begleitend, mitten in der Nacht. Ich war auf böse Worte gefasst. «Du hast recht», sagte er nachdenklich, «gerade vorgestern hat mir auch noch Genosse . . . den Schuh gegeben.» Mir war es eine moralische Genugtuung. Sie versöhnte mich mit dem sich etwa auch selber im Wege stehenden, grossen Politiker. Aber es lag nicht nur an ihm.

Aus der sehr lesenswerten Schrift von Prof. Dr. Fritz Marbach «Der Generalstreik 1918». Verlag Paul Haupt, Bern. 79 Seiten. 1969. Kartoniert Fr. 8.80.

Blick in die Zeitschriften

Religionskrieg in Nordirland und seine Hintergründe

Wenige politische Ereignisse der letzten Zeit sind in der Presse derartig ausgeschlachtet worden wie die scheinbar religiösen Auseinandersetzungen in Nordirland. Das äussere Merkmal dieser Berichterstattung ist ein bei politischen Ereignissen sonst seltener Gleichklang. Im Vordergrund steht die Beschreibung sekundärer Merkmale des Konfliktes, und man bemüht sich allgemein, die gesellschaftlichen Ursachen der Auseinandersetzung zu negieren.

Im Organ der Bekennenden Kirche Deutschlands, «*Stimme*» (Frankfurt am Main), Heft 19, versucht nun Uwe Krombach anhand einer Analyse der Geschichte Ulsters (Nordirlands) und der heutigen Sozialstruktur die Hintergründe der Auseinandersetzungen zu bestimmen. Seinen geschichtlichen Exkurs überschreibt er mit «800 Jahre Unterdrückung ohne Fortschritt». Bereits 1171 wurde erstmals – damals mit dem Segen des Papstes – irischer Boden von englischen Eroberern besetzt. Nach der Reformation wurde dann den englischen Königen das Recht auf die